

Seelenflüstern
Zwischen den Welten
Leseprobe

Impressum

Verantwortlich für den Inhalt

Stefanie Lehmler
Mühlental 39
56330 Koblenz-Gondorf
Deutschland

E-Mail: stefanie.lehmler.autor@outlook.de

TikTok: stefanie.lehmler

Instagram: stefanie.lehmler.autor

Lektorat: Sarah Flingou

Cover: Andreas Hammer

2. Auflage

Alle Rechte vorbehalten.

Die Inhalte dieses Buches sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung der Autorin unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen sowie die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

ISBN 978-3-9828022-0-6

*Für meine Mama, Sarah und Lara, die mich bei meinem Traum
unterstützt haben.*

Und meinen Mann und Bruder, die auf die Verfilmung warten...

Inhaltswarnung

Dieses Buch enthält Inhalte, die für manche Leser*innen belastend oder retraumatisierend sein können. Bitte beachte, dass im Verlauf der Handlung unter anderem folgende Themen dargestellt werden:

- Emotionale und psychische Manipulation
- Gewalt (auch physische Gewalt in zwischenmenschlichen Beziehungen)
- Toxische Beziehungsdynamiken
- Sexuelle Inhalte mit problematischem Machtgefälle
- Tod, Blut und verstörende Gewaltdarstellungen
- Trauma und emotionale Abhängigkeit

Die Darstellung dieser Inhalte erfolgt im Rahmen einer düsteren Fantasywelt und dient der Charakter- und Weltenentwicklung. Dennoch möchte ich dich darauf hinweisen, achtsam mit dir umzugehen – insbesondere, wenn du in der Vergangenheit Erfahrungen gemacht hast, die durch diese Themen getriggert werden könnten.

Wenn du dich mit diesen Inhalten unwohl fühlst, empfehle ich, das Buch mit entsprechender Vorsicht oder in deinem eigenen Tempo zu lesen.



Prolog

Hector

Ich befand mich inmitten hektischen Treibens. So vielen Kreaturen war ich schon lange nicht mehr begegnet. Ich kannte diese Welt bereits, doch mein letzter Besuch lag mehrere Jahrzehnte zurück. In den Welten, in denen ich mich vorzugsweise aufhielt, war alles ruhiger, weniger belebt.

Menschen.

Ich beobachtete sie von einer Parkbank aus. Gekleidet in den auffälligsten Farben, rannten sie an dem verregneten Oktobertag durch den Park. Ich saß still da und genoss die angenehme Kälte der Regentropfen auf meiner Haut. Ein befreiendes Gefühl breitete sich in mir aus, als ein erdiger Duft meine Lunge füllte. Ich schloss meine Augen, versuchte alles um mich herum auszublenden und genoss den Moment der Ruhe.

„Ich habe dich schon lange nicht mehr gesehen, Hector.“ Erics Stimme riss mich aus dieser Ruhe, wie sie es immer tat.

Genervt blickte ich auf den hochgewachsenen, aber schwächlichen Mann, der neben mir seinen Platz eingenommen hatte. Die Kapuze seiner dunklen Regenjacke hatte er tief in

sein Gesicht gezogen, sodass seine messerscharfen Falkenaugen kaum zu sehen waren. Doch ich spürte seinen aufmerksamen Blick. Ein grünlicher Schimmer hüllte ihn ein. Grün – die Farbe der Hoffnung. Geistesabwesend schüttelte ich den Kopf. Etwas Urtümliches stieg in mir auf, etwas, das seinen Ursprung in uralten Zeiten hatte. Unendliche Wut.

„Was willst du?“, fragte ich genervt, als ich meinen Blick wieder auf die Menschen um mich herum richtete.

„Ich beobachte.“

„Natürlich...“ Unverständnis machte sich in mir breit. Ich verabscheute unsere Art und das, wofür wir standen. „Wer ist dieses Mal dein Opfer?“ Meine Stimme ließ keinen Spielraum für Interpretationen.

Der Ton seines Lachens durchdrang die Stille zwischen uns. „Du wirst dich wohl nie ändern, alter Freund!“

Ich musste ihm da wohl recht geben. Vor Jahrhunderten war ich zufrieden mit dem, was ich war, mit der Rolle, die ich in meinem Dasein spielte. Doch dies wurde zerstört durch die Erwartungen meiner Gleichgesinnten, als sie eine Entscheidung für mich trafen, die ich nicht befürwortete. Nun saß ich hier und trauerte meinem alten Leben nach. Eric hingegen war erfüllt von seiner Aufgabe, das Schicksal anderer zu lenken – selbst wenn es sie zerstörte.

„Siehst du die junge Frau dort drüben?“ Der Weltenwandler blickte nach rechts, und mein Blick folgte ihm automatisch, als würde mich etwas Magisches dorthin ziehen. Die junge Frau stand unter einem Baum und versuchte verzweifelt, Schutz vor dem Regen zu finden. Sie hatte die Kapuze ihrer beigen Regenjacke tief im Gesicht hängen, sodass ich ihr Gesicht nicht erkennen konnte. Ihre Arme hatte sie vor der Brust verschränkt und wechselte unruhig von einem Fuß auf den anderen.

Ich versuchte, Erics Blick zu folgen – versuchte selbst, in ihre Zukunft zu sehen, so wie meine Spezies es tat. Was ich erkannte, war düster und grausam – und ich verschloss mich ihr sofort wieder.

„Warum lässt du ihre Seele nicht einfach in Ruhe?“, fragte ich seufzend und lehnte mich an der Parkbank zurück. Mein Blick schweifte zu den dunklen Wolken. Regen prasselte auf mein Gesicht, lief in meine Augen, sodass ich sie schloss.

„Du weißt, dass das nicht geht“, sagte der Bastard kühl. „Ihre Seele ist für etwas Bestimmtes vorgesehen. Sie hat eine Aufgabe zu erfüllen, und es ist unsere Aufgabe, dafür zu sorgen, dass das auch geschieht.“

Mein Blick ging wieder in ihre Richtung, als ich einen jungen Mann bemerkte, der auf sie zutrat und sie freundschaftlich umarmte. Er war fast einen Kopf größer als sie. Er zog sie unter seinen Regenschirm, und gemeinsam entfernten sie sich von uns. Kurz konnte ich einen Blick auf ihre leuchtenden eisblauen Augen erhaschen.

„Keine Sorge, ich werde ihr zu gegebener Zeit eine Wahl lassen.“

Erics Aussage tat ich mit einem Schnauben ab. „Spar dir dein geheucheltes Mitgefühl.“

Sein Grinsen erfüllte sein Gesicht, in das ich am liebsten reingeschlagen hätte. „Du kennst die Regeln“, warnte er mich.

Natürlich kannte ich sie. Mische dich niemals in die Arbeit eines anderen Weltenwandlers ein. Daran hatte ich auch kein Interesse. Ich wollte mit all dem nichts zu tun haben. Ich wollte meine Freiheit und in mein altes Leben zurück, aber meine Chancen standen schlecht.

„Wohin wirst du ihre Seele leiten?“

Wieder erfüllte ein gehässiges Grinsen sein Gesicht. „In unsere alte Heimat“, sagte er.

Ich kniff meine Augen misstrauisch zusammen. Er wollte sie in eine Welt leiten, in der Dämonen herrschten – grausame, arrogante Wesen, die nur auf ihren Vorteil aus waren. So sehr ich diesen Ort vermisste, so sehr verabscheute ich ihn auch. Seit unserer Verbannung mied ich ihn.

„Na dann, viel Erfolg“, sagte ich zynisch und erhob mich. Ich ging in die entgegengesetzte Richtung der jungen Frau, deren Schicksal ich nicht beneidete. Ich hasste es, derselben Spezies wie Eric anzugehören. Er, wie auch von uns, hatten bereits so viele Seelen beeinflusst – genossen ihre Aufgabe. Ich hingegen hatte mich nie einem vermeintlichen Schicksal angenommen. Alles an uns widersprach der natürlichen Ordnung. Wir waren Abscheulichkeiten der Natur, die wir einst verehrten.

Was gab uns das Recht, uns einzumischen?

1. Kapitel

Amelia

Ich hatte meine Haare hochgebunden, damit sie mich in meinem Tun nicht störten. Einzelne Strähnen fielen mir dennoch herunter, da sie nicht lang genug waren. Genervt strich ich sie mir hinter die Ohren und beugte mich über meine Sporttasche. Ich warf einen kurzen Blick hinein, um ihre Vollständigkeit zu überprüfen. Leggings, T-Shirt, Sportschuhe, Trinkflasche, Duschsachen, Portemonnaie und Handy. Es war alles Notwendige dabei, was ich wohl für meinen ersten Besuch im Fitnessstudio benötigen würde.

In meinen zweiundzwanzig Jahren habe ich solch einen Ort noch nie betreten und das aus gutem Grund. Ich war kein Fan von Sport. Ich sah ein, dass das für die körperliche Kondition durchaus sinnvoll war, aber irgendwie konnte ich mich nie dazu durchringen. Der damalige Schulsport war für mich mehr als ausreichend gewesen. Das sah Mike, mein bester Freund, jedoch etwas anders. Er war das komplette Gegenteil von mir. Er war von Kopf bis Fuß durchtrainiert und völlig sportverrückt. Ich würde seine Obsession als krankhaft bezeichnen, aber was weiß ich schon. Mit den Worten: „Amelia,

Sport wird dir gut tun!“ hatte er es sich zur Aufgabe gemacht, mir seine Leidenschaft näherzubringen. *Seine Worte in Gottes Gehörgang.*

Genervt zog ich den Reißverschluss meiner Tasche zu und stieß einen tiefen Seufzer aus. Mein Blick fiel auf meinen Standspiegel. Ich war zwar dünn, hatte aber keinerlei Muskulatur. Mich störte das nie, aber schaden würde es sicherlich auch nicht. „Dann mal los.“

Ein Blick auf die Uhr meiner Flurkommode verriet mir, dass ich mich beeilen musste, um pünktlich an unserem Treffpunkt zu erscheinen. Dass mein Dozent die letzte Vorlesung heute überzogen hatte, kostete mich wertvolle Zeit. Ich griff im Flur hektisch nach meiner Regenjacke, zog diese über, schulterte meine Tasche und begab mich in den verregneten Nachmittag.

Ich verabscheute den Herbst – den Regen, die Nässe, die Kälte, die in meine Knochen kroch. Genervt trat ich von einem Fuß auf den anderen, während ich auf Mike wartete, der bereits zehn Minuten zu spät war. Ich würde ihn dafür umbringen, dass er mich hier im Regen warten ließ.

Meine Kapuze, die ich mir zum Schutz tief ins Gesicht gezogen hatte, hielt der Nässe nicht mehr stand. Regentropfen trafen mein Gesicht wie Nadelstiche, trübten meine Sicht und das, obwohl ich zusätzlich unter einem Baum Schutz gesucht hatte. Ein Schauer durchzuckte meinen Körper. Ungeduldig riskierte ich einen Blick auf meine Armbanduhr und stieß ein genervtes Seufzen aus.

Zwölf Minuten. Mike war nie pünktlich, aber das übertraf selbst seine Gewohnheiten.

Ich kramte in meiner Tasche nach meinem Handy, um ihn anzurufen, da drang plötzlich seine dunkle Stimme zu mir durch. „Sorry, ich bin spät dran. Ich weiß.“

Augenrollend wandte ich mich ihm zu und ließ mein Handy zurück in die Tasche fallen. „Ich hoffe, du hast eine gute Erklärung.“

„Wenn dir Tessa als Erklärung reicht?“, grinste er mich verheißungsvoll an und zog mich zur Begrüßung in eine kurze Umarmung. Dabei erfüllte mich der harzige Duft seines Aftershaves.

Oh Gott, bitte nicht – das war doch nicht ernsthaft seine Begründung?! „Tessa, dein Ernst. Ich hoffe, sie war gut.“

Sein Grinsen wurde breiter. Natürlich war sie das. Immerhin hechelte Mike ihr bereits seit Wochen hinterher. „Ein Gentleman genießt und schweigt“, meinte er gespielt tadelnd und zog mich näher, damit ich Platz unter seinem Regenschirm hatte.

Ich tat seine Antwort mit einem resignierten Seufzer ab und wir machten uns auf den Weg zu seinem Fitnessstudio.

Wie ich befürchtet hatte, war das Training die reinste Qual. Mike jagte mich durch sämtliche Trainingsgeräte, ignorierte mein Gejammer und versuchte, mich immer wieder mit seinen Worten zu motivieren. Am Ende schmerzten all meine Glieder und der Schweiß tropfte aus jeder Pore.

Völlig erschöpft lag ich wie ein Seestern auf der Trainingsmatte, auf der wir eben noch unsere Dehnübungen absolviert hatten.

„Was findest du nur hieran?“, keuchte ich erschöpft.

Mike ging vor mir in die Hocke und mich betrachtete amüsiert von oben herab. „Ich kann mich daran erinnern, dass

du dir ein gemeinsames Hobby mit mir gewünscht hast. Ich finde, dass das hier durchaus Potenzial hat.“

Ungläubig starrte ich Mike an. Seine stahlblauen Augen bohrten sich in meine und er schenkte mir sein typisch charmantes Lächeln, das seine Grübchen hervorbrachte. Er meinte es ernst.

„Ich dachte eher an etwas Entspannteres, wenn ich ehrlich bin. Etwas in der Art wie Kaffee trinken und reden?“, schlug ich euphorisch vor.

„Das bekommen wir mit Sicherheit auch noch unter. Komm schon, hoch mit dir und ab unter die Dusche.“ Er erhob sich aus der Hocke und reichte mir seine Hand, um mir aufzuhelfen.

Mit einem Ruck stand ich wieder – und mir wurde schwindelig. Ich schloss meine Augen und atmete tief durch. Diese Art von Hobby war nichts für mich; das wurde mir mit jedem Moment klarer.

In der Frauenumkleide ging ich zielstrebig zu den Duschkabinen. Mein Kreislauf spielte immer noch verrückt. Meine Sicht verschwamm immer wieder an den Rändern und ich musste mehrfach an der Wand Halt suchen. Zum Glück war niemand anderes mit mir im Umkleidebereich. Das wäre peinlich gewesen. Traurig, was ein bisschen Sport mit mir machte. Vielleicht wäre regelmäßiges Training doch eine gute Idee gewesen, damit ich mit zweiundzwanzig Jahren nicht wie eine Rentnerin auf Bewegung reagieren würde.

Ein weiteres Mal nahm ich einen tiefen Atemzug und drehte den Duschhahn auf, ließ angenehm warmes Wasser über meinen Körper fließen. Erneut tauchte ein Flimmern vor meinen Augen auf. Diesmal so stark, dass ich einen Schatten neben mir zu sehen glaubte. Er tauchte so schnell auf, dass ich mich erschrocken an die geflieste Wand presste.

Die Kälte, die von der Wand ausging, bohrte sich in meine Hände und trieb mir eine Gänsehaut über den ganzen Körper. Mein Herz raste, als wäre ich auf der Flucht. Ich blickte hektisch umher, aber es befand sich niemand mit mir im Duschraum.

Nervös rieb ich mir meine Augen. Als ich meine Hände wieder sinken ließ, stand ein großer Mann unmittelbar vor mir. Ich stieß einen panischen Schrei aus und stemmte meine Hände vor Schreck gegen ihn, um ihn auf Abstand zu halten. Doch meine Hände stießen ins Nichts. So plötzlich, wie er aufgetaucht war, war er auch wieder verschwunden. Einziger seine silbrigen Augen brannten sich in mein Gedächtnis und ließen keinen Zweifel zu – da hatte jemand vor mir gestanden. Hektisch griff ich nach meinem Badetuch und schlug es um mich, um meinen nackten Körper zu bedecken.

Ohne weiter nachzudenken, verließ ich die Duschkabine und begab mich in den Umkleidebereich. Erleichterung erfasste mich, als ich hier auf weitere Frauen traf. Ich schluckte meinen Schock herunter und ging zu meinem Spind, in dem sich meine Kleidung befand.

Auf dem Weg dorthin wurde ich kritisch von einer älteren Frau angesehen, die gerade dabei war, ihre Schuhe zu binden. „Geht es Ihnen gut? Ich dachte, ich hätte einen Schrei gehört“, erkundigte sie sich besorgt bei mir.

Ich lächelte sie knapp an, während ich mich zügig abtrocknete.

„Das Wasser wurde plötzlich eiskalt, da habe ich mich etwas erschrocken“, wich ich ihr aus. Was hätte ich ihr auch anderes antworten sollen?

Schnell zog ich mich an und verließ die Umkleide, atmete befreit aus, als ich Mike entdeckte, der sich mit einem seiner

Sportfreunde unterhielt. Ich trat näher und lächelte beide nervös an.

„Bist du so weit?“, fragte Mike.

Ich nickte ihm hastig zu, was ihn die Stirn runzeln ließ.

„Alles gut?“, erkundigte er sich bei mir besorgt.

Wieder nickte ich ihm zu.

„Ich brauch jetzt diesen Kaffee. Dringend“, fügte ich schnell hinzu, um keinen Verdacht zu erregen. Würde ich Mike von meiner angeblichen Begegnung erzählen, hielt er mich sicher für verrückt. Darauf konnte ich verzichten. In seiner Gegenwart ging es mir auch schon viel besser. Mein Puls hatte sich wieder normalisiert und auch mein Kreislauf stabilisierte sich. Wir verließen das Studio, und als mir die frische Abendluft entgegenwehte, beruhigte sich auch mein Körper.

„Du musst dranbleiben. Gib nicht direkt auf“, startete Mike einen erneuten Versuch, mich für seinen Sport zu begeistern.

Genüsslich nahm ich einen Schluck von meinem Cappuccino. „Vielleicht hast du Recht. Ich werde dem Ganzen eine Chance geben, auch wenn ich befürchte, dass du mich die meiste Zeit dorthin zerren musst. Der innere Schweinehund und so.“ Ich lächelte ihn verschmitzt an.

Lässig lehnte sich Mike in seinem Sessel zurück und verschränkte seine muskulösen Arme vor seiner breiten Brust. Sein enganliegendes Shirt ließ keinen Raum für Spekulationen. Er stellte seinen gut gebauten Körper gerne zur Schau. „Eine meiner leichtesten Übungen“, sicherte er mir zu, was mich kichern ließ.

Unser Lieblingscafé war zur frühen Abendstunde nicht gut besucht. Die Ruhe, die lediglich von sanften Klaviertönen aus den Lautsprechern des Cafés unterbrochen wurde, entspannte mich zunehmend. Es roch nach Vanille und Kaffeebohnen. Zwei meiner Lieblingsdüfte. Ein wohliges Gefühl machte sich in mir breit.

Doch dann richtete ich meinen Blick nach draußen. Regen prasselte gegen die Fensterfront des Cafés, sodass die Sicht nach außen hin verschwamm. Dennoch machte ich eine merkwürdige Gestalt aus, die vor dem Café stand: ein großer, breitschultriger Mann, der zunächst völlig normal wirkte. Er trug ein weißes Hemd, dessen Ärmel er bis zu den Ellenbogen hochgekrempelt hatte, und eine lässige dunkle Jeans. Ich fixierte ihn und versuchte, sein Gesicht zu erkennen – doch er wirkte seltsam verschwommen. Er starrte in meine Richtung, was mir eine Gänsehaut über den Körper jagte, denn es waren die leuchtend silbrigen Augen von vorhin, die mich anstarrten.

Plötzlich schlug mein Herz wie wild. Ich konnte mich nicht rühren und starrte den Mann vor dem Café eine Ewigkeit an – und er starrte zurück. Ohne jegliche Vorwarnung schritt er nach vorne und schien vor der Fensterfront nicht Halt zu machen. Erschrocken riss ich mich vom Tisch hoch, wobei mein Stuhl laut

nach hinten krachte.

Mike neben mir zuckte zusammen und blickte zu mir hoch. „Ist alles gut?“, erkundigte er sich besorgt und sah in die Richtung, in die ich wie versteinert starrte.

Der Mann mit den silbernen Augen war verschwunden. Mein Herz schien mir aus der Brust zu springen. Wo war er nur hin? Das konnte doch nicht sein. Niemand konnte einfach verschwinden. Doch er war es, genauso wie er in der

Duschkabine plötzlich auftauchte und dann wieder verschwand. Ich zitterte am ganzen Körper.

„Amelia?“

Mike riss mich aus meinem Schock. Mein Blick wanderte vom Fenster zu ihm. Mikes Gesicht war gezeichnet von Verwirrung.

„Sorry, ich...“ Ich schluckte hart, nahm einen tiefen Atemzug und sammelte mich. „Ich dachte, jemanden erkannt zu haben. Ich habe mich geirrt. Können wir bezahlen? Ich möchte nach Hause.“ Ich packte meine Tasche, um nach meinem Portemonnaie zu greifen, als mich Mike unterbrach.

„Ich übernehme das.“ Während er am Tresen unsere Rechnung beglich, zog ich meine Jacke an und schulterte meine Tasche. „Ich begleite dich.“ Mike griff nach seinen Sachen und Tasche und folgte mir nach draußen. Ich war dankbar für sein Angebot, mich zu begleiten. Er schien, trotz meiner Erklärung, mein Unbehagen zu spüren.

Ich blickte mich um, doch nirgends war etwas Seltsames zu erkennen. Aufgrund des Regens und der zunehmenden Dunkelheit waren nur wenige Passanten unterwegs. Ich versuchte, meine Gedanken zu ordnen. Es gab sicherlich eine plausible Erklärung für das, was ich zu sehen meinte. Ich zog meine Kapuze tief in mein Gesicht, um mich vor dem Regen zu schützen, und ging neben Mike zielstrebig zu meiner Wohnung. Immer wieder richtete Mike seinen Blick sorgenvoll auf mich.

„Ist wirklich alles in Ordnung, Amelia?“

Ich lächelte ihn verhalten an und nickte. Er musste mich für verrückt halten. Nach einigen Gehminuten erreichten wir meinen Wohnkomplex. Vor der Haustür drehte ich mich ihm zu, um mich zu verabschieden.

„Soll ich noch mit hochkommen?“, erkundigte er sich fürsorglich.

„Schon okay. Ich komme klar. Tut mir leid, wenn ich dich eben erschreckt habe.“

Auf meine Aussage hin lachte Mike auf. Seine Grübchen umschmeichelten seine markanten Gesichtszüge. „Gib Bescheid, wenn ich mir über einen Stalker Gedanken machen müsste“, antwortete er gespielt entsetzt zurück.

„Natürlich.“

Er nahm mich in eine feste Umarmung und ich fühlte mich in diesem Moment geborgen und sicher.

„Wir sehen uns, Großer“, verabschiedete ich mich von meinem besten Freund und schloss die Haustür auf, um eintreten zu können. Er winkte mir zum Abschied. Ich sah ihm noch kurz nach, wie er sich mit seinem Schirm durch den Regen kämpfte.

Das Flackern der Lampe im Eingangsbereich, die mit der aufkommenden Dämmerung dauerhaft leuchtete, lenkte mich kurzzeitig ab. Als ich mich wieder in Mikes Richtung wandte, hatte ich ihn aus den Augen verloren.

Ich wollte mich dem Treppenhaus zuwenden, als eine Bewegung im Augenwinkel erneut meine Aufmerksamkeit erregte und ich innehielt. Auf der anderen Straßenseite erblickte ich ihn. Er stand unter einer Straßenlaterne und starrte mich unentwegt an. Panik erfasste mich, als der Mann zielstrebig, in einer unmenschlichen Geschwindigkeit, die Straße überquerte und auf mich zuraste.

Hastig zog ich die schwere Haustür ins Schloss und rannte die Treppen bis zum dritten Stock nach oben. Als ich in meiner Wohnung war, verschloss ich hektisch die Tür von innen und

wich mehrere Schritte zurück. Erschöpft ließ ich meine Tasche fallen, warf die Jacke achtlos in den Flur und ging in die Küche.

Immer wieder wanderte mein Blick zur Wohnungstür, als würde dieser unheimliche Mann jeden Moment dort erscheinen, doch es war weder etwas zu hören, noch tauchte er auf. Hier konnte er nicht rein. Ich war in Sicherheit.

Kurz überlegte ich, ob ich Mike anrufen und zurück beordern sollte. Immerhin hatte ich anscheinend so etwas wie einen Stalker – auch wenn ich keine Ahnung hatte, wer es sein könnte. Ich verwarf diesen Gedanken jedoch schnell wieder.

Mittlerweile war es vollständig dunkel geworden. Lediglich die Straßenbeleuchtung von außen erhellte sanft meine Wohnung. Unsicher schaute ich links in meine Küche, dann rechts in mein Wohnzimmer. Alles war wie gewohnt und dennoch fühlte ich mich unwohl.

Ich eilte zu meiner Fensterfront, die sich von meiner Küche bis hin zu meinem Wohnzimmer erstreckte. Von dort aus konnte ich auf die Straße blicken. Nervös sah ich mich um, doch viel erkennen konnte ich bei der Dunkelheit und dem Regen nicht.

Plötzlich flog etwas Kleines an meinem Augenwinkel vorbei. Ich blinzelte und drehte mich um. Ein Schmetterling ließ sich auf meinem Handgelenk nieder. Mit kritischem Blick betrachtete ich das kleine Tier. Die Zeit schien still zu stehen. Er war groß, mit schillernden Flügeln, die in einem hellen Grün leuchteten. Seine Flügel öffneten und schlossen sich langsam, wie im Takt eines stillen, geheimen Rhythmus. Ich hielt den Atem an, um das zarte Wesen nicht zu erschrecken.

„Wo kommst du denn her?“, flüsterte ich angespannt.

Langsam erhob sich der Schmetterling wieder in die Luft und flog davon. Kopfschüttelnd wandte ich mich erneut zum

Fenster. Ich zog hastig die Vorhänge zu, drehte mich um – und da stand er. Direkt vor mir.

Mein Herz schien einen Moment auszusetzen. Seine Augen fixierten mich und jagten mir eine unsagbare Angst ein. Er hob seine Hand ruckartig und packte nach meinem Hals, doch ich spürte nichts. Er griff durch mich hindurch. Erschrocken schaute ich zu ihm herauf, denn er war mindestens einen Kopf größer als ich. Auch er schien verwirrt zu sein. Und dann war er plötzlich wieder verschwunden und ich stand allein in meinem Wohnzimmer.

In völliger Panik rannte ich zurück in den Flur, fiel auf meine Knie, um in meiner Tasche nach meinem Handy zu suchen. Ich musste Mike anrufen. Irgendetwas ging hier nicht mit rechten Dingen zu. Verzweifelt wühlte ich in meiner Tasche, bis ich dieses verdammte Ding zu fassen bekam. Ich entspernte mein Handy und richtete mich wieder auf.

Unerwartet prallte ich gegen einen harten Oberkörper. Ich fiel auf den Boden. Mein ganzer Körper schmerzte. Verängstigt sah ich hinauf und schaute in silberne Augen. Der Mann stand direkt vor mir und sah auf mich hinab. Seine Gesichtszüge waren vom Hass verzerrt. Bevor ich mich auch nur bewegen konnte, fletschte er seine Zähne und wies mich damit an, unten zu bleiben.

Angespannt krallten sich meine Finger in den steinigen Untergrund. Irritiert schaute ich auf meine Finger, die etwas fühlten, das keinen Sinn ergab. Warum sollte ich kalten Stein fühlen? Ich befand mich doch in meiner warmen Wohnung.

Dann nahm ich meine Umgebung zum ersten Mal wieder richtig wahr und war fassungslos. Statt meines gewohnten Wohnungsflurs befand ich mich in einem düsteren Raum. Ich sah mich hastig um, versuchte zu begreifen, wo ich war. Dieser

Raum schien eine Art Büro zu sein, an den gegenüberliegenden Wänden befanden sich Regale mit alten Büchern und Schriftrollen. Ein massiver Schreibtisch aus Eichenholz stand vor dem einzigen Fenster in diesem Zimmer. Die zwei Vorhänge, die fast zusammengezogen waren, ließen nicht viel Licht durch.

Vor dem Schreibtisch stand der mir unbekannte, bedrohliche Mann. Durch sein enganliegendes Hemd und seine Jeans traten seine Muskeln deutlich hervor. Feine schwarze Linien schlängelten sich entlang seinen Arm entlang, tauchten an seinem Hals wieder auf und zogen sich bis zu seinem Kiefer, der von einem kurzen Bart bedeckt war. Sein Gesicht war frei von dieser Verzierung. Solche Tätowierungen hatte ich noch nie zuvor gesehen. Seine kurzen schwarzen Haare bildeten einen unheimlich schönen Kontrast zu seinen hellen, silbernen Augen. Er sah menschlich aus, aber durch die Verzierungen wirkte er völlig fremdartig. Seine Präsenz war überwältigend und zugleich beängstigend.

„Was geht hier vor? Wo bin ich?“, fragte ich verwirrt. Ich hatte Angst, auch nur ein Wort an ihn zu richten, doch ich brauchte Antworten.

Mit zusammengekniffenen Augen setzte er sich in Bewegung und betrachtete mich von allen Seiten. „Wer bist du?“, war seine Gegenfrage, ohne überhaupt auf meine Fragen einzugehen. Seine Stimme war tief und hasserfüllt.

„Wo bin ich?“, schrie ich ihn an. Ich beobachtete jede seiner Bewegungen. Er erinnerte mich an ein Raubtier, das seiner Beute auflauerte. Woher ich den Mut nahm, ihm so entgegenzutreten, wusste ich nicht. Ich war kurz davor, meinen Verstand zu verlieren.

„Mercer, hast du...“ – Hinter mir öffnete sich plötzlich eine Tür und eine Frau trat ein. Als sie mich auf dem Boden sitzen sah, unterbrach sie ihren Satz.

Mein Blick ließ von dem Mann ab und richtete sich nun auf die eben eingetroffene Frau. Sie trug ein enges schwarzes Lederkleid, das bis zum Boden ging. Sie hatte hüftlanges, schwarzes Haar und strahlte neben ihrer Eleganz und Zierlichkeit eine enorme Härte und Aggressivität aus. Auch sie hatte silberne Augen, weshalb ich meinen Blick nicht von ihrem Gesicht wenden konnte. Erst auf den zweiten Blick fielen mir die zarten schwarzen Linien auf, die sich auf ihrer Haut abzeichneten. Sie ähnelten denen des Mannes – Mercer, wie er offenbar hieß – wirkten jedoch deutlich dezenter.

„Wer ist das?“, fragte sie herablassend und deutete mit einer knappen Kopfbewegung auf mich.

„Dieses Wesen verfolgt mich bereits den ganzen Morgen“, antwortete Mercer knapp.

Nun umkreiste mich auch die Frau. Beide schienen genauso irritiert wie ich zu sein.

Ich war am Rande der Verzweiflung. Ich wusste weder, wo ich mich befand, noch wer genau hier vor mir stand. Das Einzige, was mir völlig klar war: Ich war in Gefahr. Dafür sprach eindeutig die Körpersprache der beiden.

„Bitte, ich verspreche Ihnen, dass ich sofort von hier verschwinde, wenn Sie mir nur sagen könnten, wo ich bin.“ Ich wollte so schnell wie möglich von diesem Ort verschwinden.

Die Frau beugte sich elegant zu mir hinunter und umfasste mein Kinn. Ihr Blick war fast noch eisiger als der des Mannes hinter ihr. „Nun, mein Kind, du befindest dich in den Räumlichkeiten des Erben von Endorian, meinem Neffen.“ Ein leichtes und doch bedrohliches Lächeln umspielte ihre Lippen.

„Und vor dir befindet sich gerade die Herrin Endorians.“ Nach dieser Information ließ sie mein Kinn ruckartig los, stand wieder auf und stellte sich erhaben neben ihren Neffen.

Leider konnte ich mit diesen Informationen nichts anfangen. Noch nie hatte ich von einem Land namens Endorian gehört. Hatte ich mir den Kopf angeschlagen und halluzinierte? Vorsichtig betastete ich meinen Hinterkopf, um mich nach einer Verletzung zu untersuchen. Doch ich konnte weder eine Wunde ertasten, noch empfand ich irgendeine Art von Schmerz.

Ich wollte mehr Raum zwischen mir und den beiden dunklen Gestalten schaffen. Rückwärts robbte ich mich weiter von ihnen weg, bis ich die Tür an meinem Rücken spürte.

„Das junge Ding hier soll dich verfolgt haben, Mercer?“ Seine Herrin schaute mich belustigt an. „Sie wirkt eher verloren. Auch spüre ich keine größere Macht, die von ihr ausgehen soll.“

Mercer hatte sich mittlerweile an seinen Schreibtisch angelehnt und seine Arme vor der Brust verschränkt. Er sah nicht so aus, als würde er seiner Tante antworten wollen.

„Woran denkst du?“ Seine Tante schien bemerkt zu haben, dass ihm irgendetwas durch den Kopf ging.

„Sie ist als eine Art Erscheinung immer wieder vor mir aufgetaucht. Das erste Mal, als ich sie greifen wollte, gingen meine Hände durch sie hindurch. Erst mein zweiter Versuch war erfolgreich. Seitdem befindet sie sich hier. Woran erinnert dich das?“, äußerte er sich emotionslos. Mercer schien es genauso ergangen zu sein wie mir: immer wieder war ich ihm begegnet, so wie er mir. Aber was hatte das zu bedeuten?

Die Herrin Endorians blickte ruckartig zu mir herunter. Ihre Augen waren weit aufgerissen, als würde für sie in diesem Moment alles einen Sinn ergeben. Ich konnte den beiden nicht

folgen, wusste einfach nicht, worüber sie sprachen. Mercers Tante kam erneut auf mich zu. Ihre Bewegungen waren anmutig. Sie ergriff mich mit einer Hand am Kragen meines Pullovers und zog mich mit Leichtigkeit auf meine Beine.

Ich hatte das Gefühl, direkt wieder zusammenzubrechen – wäre da nicht ihr fester Griff gewesen. Ihr freundlicher Blick von eben, war jetzt verschwunden.

„Was sind deine Fähigkeiten?“ Sie keifte mich regelrecht an.

„Ich weiß nicht, was Sie meinen“, antwortete ich ihr unsicher. Wie gern hätte ich ihr die Antwort gegeben, die sie sich wünschte. Mittlerweile befürchtete ich sogar, dass beide dazu fähig waren, mich umzubringen.

Ihr Geduldsfaden schien zu reißen, ihr Griff um meinen Kragen wurde fester, sodass mir das Atmen schwerfiel.

Sie rammte mich gegen die Tür, die durch den Zusammenprall leicht schepperte. „Ich lasse mich nur ungern an der Nase herumführen“, zischte sie durch ihre gefletschten Zähne.

„Ich habe keine Fähigkeiten!“, schrie ich sie an und versuchte, mich gleichzeitig aus ihrem Griff zu winden. Ich hatte keine Chance.

Mercer schaltete sich ein, legte eine Hand auf die Schulter seiner Tante. „Das ist zwecklos, sie ist es nicht“, stellte er fest.

„Dann beseitige sie, ich brauche den Abschaum hier nicht!“ Die unbarmherzige Frau ließ mich unsanft los, schob mich beiseite, sodass ich ins Regal stolperte, und stürmte wutentbrannt aus dem Raum.

2. Kapitel

Amelia

„Nun zu dir.“ Mercer kam bedrohlich auf mich zu und baute sich vor mir auf.

„Bitte, ich verspreche, keinen Ärger zu machen.“ Ich ging immer weiter einige Schritte zurück, bis ich das Regal im Rücken spürte und stehen bleiben musste.

Mercer folgte mir und blieb erst stehen, als er so dicht an mir dran war, dass lediglich ein Blatt Papier zwischen uns gepasst hätte. Ich musste hochschauen, um ihm ins Gesicht sehen zu können. Ich hatte panische Angst, hielt aber seinem Blick stand.

Doch statt der Aufforderung seiner Tante Folge zu leisten, entdeckte ich ein leichtes Grinsen bei ihm. Das passte so gar nicht zu der Situation, in der wir uns beide befanden. Er wandte sich von mir ab, ließ mich verwirrt stehen, ging zu seinem Schreibtisch und setzte sich auf seinen Sessel. „Severin“, murmelte er und binnen Sekunden tauchte ein etwas kleinerer, älterer Mann auf. Er verbeugte sich vor Mercer und wartete auf seinen Befehl. „Bring diese Frau in die Gästegemächer und gib Anna Bescheid, dass sie sich um sie kümmern soll.“

Der ältere Mann betrachtete mich verwundert. Er hatte mich bis dahin nicht bemerkt. Ich zuckte erschrocken zusammen, als mich seine Augen fixierten. Sie waren gelb. Wie konnte es so etwas geben? Er verbeugte sich erneut, wandte sich wieder Richtung Tür und nickte mir zu. „Folgt mir.“

Fassungslos starrte ich Mercer an. „Danke“, hauchte ich. Ich hatte das Bedürfnis, mich zu bedanken und aus irgendeinem Grund dachte ich, dass es wohl auch angebracht war, mich ebenfalls vor ihm zu verbeugen. Mercer reagierte hierauf allerdings nicht.

Ich folgte Severin durch verschiedene Gänge. Ich konnte mich nur wenig auf meine Umgebung konzentrieren. In meinem Kopf schwirrten zu viele Gedanken. Das Einzige, was ich wahrnahm, war, dass ich mich in einer Art Schloss befand.

Der kahlköpfige, unscheinbare Mann vor mir war schlichter gekleidet, trug lediglich ein einfaches weißes Shirt und dunkle Jeans. Bei genauerer Betrachtung konnte ich auch an ihm schwache schwarze Linien, die sich über seinen Körper schlängelten, erkennen. Auch sein kahler Hinterkopf war von diesen Verzierungen gezeichnet.

Völlig benommen fragte ich mich, wo ich nur gelandet war. Der Weg von Mercers Büro bis hin zu den Gästegemächern war nicht weit. Wir erreichten eine Zimmertür, durch die Severin mich begleitete.

„Anna wird gleich bei Euch sein.“ Er drehte sich um, verließ zügig wieder den Raum, um mich und meine Gedanken allein zu lassen.

Das Zimmer war groß und hatte einen offenen Kamin, der bereits brannte. Es war warm und gemütlich, dennoch konnte ich das Zittern, das meinen Körper erfasst hatte, nicht unterdrücken.

Meine Atmung ging unregelmäßig und ich ballte meine Hände fest zu Fäusten, versuchte so meine Verzweiflung unter Kontrolle zu halten.

Ich näherte mich dem großen Himmelbett, das gegenüber dem Kamin stand, und schaute mich in dem Zimmer genauer um. Es war modern und liebevoll eingerichtet. Die Wände und auch die Möbel waren hell, was den ganzen Raum leuchten ließ. Ganz im Gegensatz zu Mercers Räumlichkeiten. Zusätzlich zu dem Kamin und dem Bett befanden sich auch noch eine Kommode und ein Spiegel, der darüber hing. Zwei bodentiefe Fenster, die sich links und rechts neben dem Bett befanden, erhellten den Raum zusätzlich. Darüber hinaus erkannte ich zu meiner Rechten eine Glastür, die auf einen Balkon führte. Ich bewegte mich auf diese zu, entriegelte sie, um auf den Balkon zu treten. Eine kühle, frische Brise kam mir entgegen.

Ich schloss meine Augen und atmete tief ein, doch die Anspannung verließ meinen Körper nicht. Sonnenstrahlen trafen auf mein Gesicht.

Es war doch Abend gewesen.

Irritiert öffnete ich meine Augen und betrachtete den majestätischen Wald vor mir. Das Bild, das sich mir bot, war atemberaubend. So etwas Schönes und Faszinierendes hatte ich noch nie zuvor gesehen. Es wirkte, als befände ich mich mitten im Urwald. Die Baumhöhen mussten bis zu siebzig Metern betragen, wenn nicht sogar noch mehr. Es wirkte gigantisch und surreal. Ich schaute über die Steinbrüstung des Balkons, tief nach unten. Das hier glich einer Festung. Die Außenfassade war aus massivem Stein und auf einem Felsen erbaut worden. Ich blickte gut hundert Meter in die Tiefe. Mein Blick wanderte nach oben und ich erkannte, dass die Festung noch ein gutes

Stück weiter auftragte. Ich musste mich in einem gigantischen Komplex befinden, dessen Ausmaß ich nicht erfassen konnte.

„Hallo?“ Eine sanfte, freundliche Frauenstimme ertönte hinter mir. Ich drehte mich um und erkannte eine junge, hübsche Frau, die gerade das Zimmer betrat. Das musste Anna sein. Sie hatte lange rotbraune Haare, die sie offen trug und über ihre Schultern fielen. Ihre katzenförmigen braunen Augen musterten mich aufmerksam. Anna war etwas kleiner als ich und wirkte auch etwas jünger. Ihr bodenlanges, tiefblaues Kleid floss ihr sanft den Körper herunter. Sie sah wunderschön aus.

Mein Instinkt verriet mir, dass ich vor ihr keine Angst haben musste. Dennoch begegnete ich ihr mit äußerster Vorsicht. Die junge Frau kam zielstrebig auf mich zu, betrat den Balkon und verbeugte sich kurz zur Begrüßung. „Ich bin Anna“, stellte sie sich freudestrahlend vor und musterte mich von Kopf bis Fuß. „Ihr wirkt... so völlig anders“, stellte sie skeptisch fest.

Fragend betrachtete ich die junge Frau vor mir. Erst beim zweiten Hinsehen bemerkte ich die schwachen schwarzen Linien auf ihrer Haut. Ihr Kleid hatte lange Ärmel, weswegen diese Verzierung nur an der Hand und am Hals leicht sichtbar war. Bei ihrem Anblick fasste ich das erste Mal den Gedanken, dass es sich hier nicht um eine Tätowierung handelte. Es sah mehr so aus, als würde schwarzes Blut durch ihre Adern fließen. Was bei Mercer deutlich hervortrat, schimmerte bei Anna und auch Severin nur schwach durch.

„Dasselbe könnte ich von dir sagen“, bemerkte ich knapp.

Anna schien verwirrt und runzelte ihre Stirn.

Ich schluckte meine Beklemmung herunter und überlegte, ob ich nicht doch nach dem Offensichtlichen fragen sollte. Die unmenschlich wirkende Augenfarbe von Severin und Mercer und die schwarzen Adern, die jeder hier trug, verlangten eine

Erklärung. „Was genau seid ihr?“, fragte ich vorsichtig, nicht wirklich sicher, ob ich bereit war die Antwort zu hören.

„Dämonen“, antwortete Anna knapp und so gelassen, als wäre es das Normalste auf der Welt.

Völlig durcheinander über ihre Aussage, zwängte ich mich an ihr vorbei, zurück in das Zimmer. Langsam fing ich an zu hyperventilieren, sodass mir schwindelig wurde. Benommen ließ ich mich auf dem Bett nieder und vergrub mein Gesicht in den Händen.

Eine vorsichtige Bewegung kündigte Annas Anwesenheit neben mir an. „Habe ich was Falsches gesagt?“, erkundigte sie sich vorsichtig.

Seufzend senkte ich meine Hände und vergrub meine Finger in den zarten Stoff der Bettdecke, auf der ich saß. „Entschuldigung, ich kann mir einfach nichts darunter vorstellen“, sagte ich und lachte hilflos. Ich konnte einfach keine angemessenere Reaktion auf meine Situation hervorbringen.

„Woher kommt Ihr denn?“

„Naja... aus einer Welt, in der Dämonen nicht existieren“, äußerte ich resigniert.

„Die Frau aus der Überlieferung“, keuchte Anna und riss ihre rehbraunen Augen ungläubig auf. Sie griff nach meiner Hand, die ihr am nächsten war.

Als hätte mich ein Schlag getroffen, riss ich meine Hand aus ihrer. Das war keine Frage, sondern eine Feststellung, die Anna in den Raum warf. „Wovon redest du?“ Stutzig starrte ich sie an.

Anna erwiderte meinen Blick traurig, strich sich eine verirrte Haarsträhne hinter ihr Ohr und rang nach Worten. Ich konnte in ihren Gesichtszügen lesen, dass sie nicht wusste, was sie

preisgeben durfte. „Nun, die Überlieferung besagt, dass jemand aus einer uns fremden Welt erscheinen und mit unbeschreiblicher Macht das Gefüge unserer Welt verändern wird. Es existieren mehrere Interpretationen hierzu, doch gehen die vier Herrscher unserer Welt vor allem davon aus, dass sie durch diese Kreatur die ultimative Macht erlangen.“

Das muss wohl auch das gewesen sein, woran Mercer und seine Tante dachten. Deswegen hatte sie nach meinen Fähigkeiten gefragt. „Nein, ich bin nicht die, für die du mich hältst. Ich besitze keine Macht, mit der ich irgendetwas beeinflussen könnte.“

Ich wusste nicht, ob Anna deswegen enttäuscht war. Wenn ja, ließ sie sich nichts anmerken. Sie schenkte mir ein Lächeln als Reaktion auf meine Worte. „Das macht nichts“, äußerte sie sich mit einem Schulterzucken und setzte eine undurchdringliche Maske auf, die mich stutzig machte. „Mein Auftrag lautet Euch alles zu zeigen.“ Anna erhob sich und zog mich auf die Beine.

Ich wurde von ihrer unmenschlich schnellen Bewegung überrumpelt, weswegen ich den Halt verlor. Doch bevor sie mir zur Hilfe kommen konnte, um mich zu stützen, wich ich ihr aus.

Anna atmete tief durch und wurde von einer Traurigkeit erfasst. „Ich werde Euch nichts tun“, versprach sie.

Aus irgendeinem Grund glaubte ich ihr, auch wenn ich ihre Nähe nicht zulassen konnte. Ihre nächsten Schritte machte sie behutsam, als ob sie mich nicht ein weiteres Mal erschrecken wollte.

Sie ging zu einem Raum rechts neben dem Kamin, der keine Tür besaß. Als ich ihr vorsichtig nachging, erkannte ich, dass es sich hierbei um ein Ankleidezimmer handelte. Hier hingen nur wenige Kleider in dunklen Tönen. Auf einem Regal erkannte

ich einen Stapel mit sauber gefalteter Unterwäsche. Anna musterte meinen Körper kritisch, sodass ich mich kurz unwohl fühlte und meine Arme vor der Brust verschränkte. Ich war schlank, aber keineswegs sportlich, ganz im Gegensatz zu Annas Figur. Selbst durch ihr Kleid hindurch konnte ich die leichten Ansätze von Muskeln erkennen.

„Die Kleidung hier sollte Euch passen. Vorwiegend wird im Schloss das Tragen von Kleidern bevorzugt“, erklärte sie mir, während sie mir ein passendes Kleid raussuchte. „Ich habe eins gefunden“, sagte sie entschlossen und hielt mir ein schwarzes, bodenlanges Chiffonkleid mit langen Ärmeln entgegen.

Ich hielt es an meinen Körper und betrachtete mich im Spiegel, der mitten im Raum aufgestellt war. Meinen Geschmack traf das Kleid nicht. Ich konnte auch ohne Anprobe erkennen, dass es eng anliegen würde. Ich bevorzugte in der Regel meine Kleidung eher weiter geschnitten. Mein schulterlanges blondes Haar und meine blauen Augen standen in einem starken Kontrast zu dem Schwarz. Anna beugte sich nach unten, um mir ein Paar Slipper, die unter den hängenden Kleidern aufgereiht waren, zu reichen.

Ungläubig schüttelte ich den Kopf, warf das Kleid über die Lehne des Stuhls neben dem Spiegel und verließ das Ankleidezimmer. Anna folgte mir und ich wandte mich ihr ruckartig zu. Mit dieser Bewegung hatte sie nicht gerechnet, weswegen sie kurz vor mir stutzte.

„Was bedeuten die schwarzen Linien, die auf eurer Haut zu erkennen sind?“, fragte ich Anna schließlich – die Frage, die mir schon die ganze Zeit auf der Zunge lag.

Verunsichert betrachtete sie mich. Kurz glaubte ich, dass sie mir hierauf keine Antwort geben würde. Mehrere Sekunden starrte sie mich an. Kein Geräusch war in dem Raum zu

vernehmen, nur meine hektische Atmung. „Das ist unser Dämonenblut, das Ihr da seht“, reagierte sie dann doch auf meine Frage. Sie kam mir ein Stück entgegen und krepelte einen ihrer Ärmel hoch, um mir ihren Arm zu zeigen. Fasziniert schaute ich mir die schwarzen Linien an. Ich konnte ihr Blut sogar durch die Haut pulsieren sehen, als wäre sie darüber transparent, was jedoch nicht der Fall war.

„Warum ist dein Blut im Vergleich zu Mercers so viel schwächer zu erkennen?“

Anna zog ihren Arm zurück und ließ den Stoff wieder darüber gleiten. Ich suchte ihren Blick, doch sie ging entschlossen an mir vorbei und steuerte auf eine weitere Tür zu, direkt neben dem Ankleidezimmer. „Mercer ist um einiges stärker als ich, deswegen tritt sein dämonisches Blut deutlicher hervor“, beantwortete sie meine Frage kurz angebunden. Anna öffnete eine Tür und wir betraten ein Badezimmer.

Ungläubig betrachtete ich den Raum. Statt einer Wand befand sich gegenüber dem Waschbecken eine Glasfront, die einen atemberaubenden Blick auf den angrenzenden Wald ermöglichte. Ich trat näher an die Scheibe heran und wagte einen Blick in die unendlichen Tiefen. Hier bestätigte sich meine Annahme, dass das Schloss auf einem Felsen errichtet wurde. Wir befanden uns offensichtlich im hinteren Teil des Schlosses. Entlang der Glasfront befand sich eine geräumige Dusche, die, bis auf die Kopfseite, die aus Natursteinplatten bestand, vollständig von Glas umgeben war. Rechts neben dem Waschbecken, über dem ein breiter Spiegel ragte, befand sich eine Toilette, die das Badezimmer komplettierte.

„Hier findet Ihr alles Notwendige. Sollte Euch etwas fehlen, dann gebt mir Bescheid und ich bringe es Euch“, erklärte die Dämonin mir, während ich fasziniert das Bad untersuchte.

Ungläubig betastete ich den aus Naturstein geformten Wasserhahn und plötzlich floss Wasser daraus. Anna musterte mich interessiert und unsere Blicke trafen sich.

„Wie funktioniert das?“, erkundigte ich mich bei ihr und berührte erneut den Wasserhahn, sodass das Wasser aufhörte zu fließen.

Sie lächelte mir zu und berührte das Natursteinbecken sanft. „Magie“, antwortete sie knapp. Als sie meinen irritierten Gesichtsausdruck bemerkte, setzte sie ihre Erklärung fort. „Dieses Schloss wird von Magie betrieben. Je mächtiger der Herrscher des Landes, desto stärker wirkt die Magie im gesamten Land. Unsere Herrin Serena mag zwar keine körperlichen Fähigkeiten haben, weswegen ihr Dämonenblut auch nicht stark hervortritt, dennoch ist sie auf mentaler Ebene sehr geschickt.“

„Sie ist eine Hexe?“, erkundigte ich mich fassungslos.

„Nein“, kicherte Anna und lehnte sich an die Wand neben dem Waschbecken. „Sie ist genauso Dämon, wie Mercer oder ich es bin, aber jeder Dämon besitzt eine gewisse Art von mentaler Magie. Bei dem einen ausgeprägter als bei dem anderen.“ Sie machte eine leichte Handbewegung und kleine Lichtpunkte schwebten in ihrer Handfläche. Fasziniert starrte ich sie an. Anna schwenkte ihre Hand nach oben und gab die Lichtpunkte frei. Wie Glühwürmchen verteilten sie sich im Raum, schienen sich zu vermehren, erhellten alles um uns herum – bis Anna ihre Handfläche schloss. Im selben Moment verschwanden alle Lichtpunkte. Ich schluckte den Kloß in meinem Hals herunter und starrte Anna an. Ihr Lächeln wurde breiter. „Ich bin keine Kämpferin, dafür jedoch begabter mit solchen Dingen.“

„Das ist unglaublich.“ Entgeistert schüttelte ich den Kopf.

„Das ist nichts im Vergleich zu dem, was Mercer kann. Seine Macht ist grenzenlos. Sowohl im Kampf als auch in seiner Magie. Er wird einmal einer der mächtigsten Herrscher unserer Zeit“, schwärmte die junge Frau von ihm und ging wieder zurück in das Schlafzimmer. „Wenn Ihr Licht benötigen solltet, berührt die Lichtquelle auf Eurem Nachtschrank. Das Ankleidezimmer, das Bad und auch viele weitere Räumlichkeiten auf dem Schloss reagieren unmittelbar auf Eure Anwesenheit und werden Euch das notwendige Licht spenden.“

„Anna.“ Meine direkte Ansprache ließ sie in ihrer Bewegung innehalten. Interessiert schaute sie zu mir und wartete auf meine nächsten Worte. Ich nahm all meinen Mut zusammen und stellte ihr die alles entscheidende Frage. „Kannst du mir hier raushelfen?“, flüsterte ich ihr meinen verzweifelten Hilferuf zu.

Ihre Miene verzog sich sorgenvoll. „Verlasst Euer Zimmer nicht ohne mich oder einer Aufforderung. Jedenfalls solange, bis man Euch etwas anderes erlaubt“, sprach sie fest, jedoch freundlich aus, ohne direkt auf meine Bitte einzugehen.

Ich nickte ihr verständnisvoll zu und versuchte, meine aufkommenden Tränen zurückzuhalten.

Als Anna das Zimmer verlassen hatte, stand ich allein inmitten des Raums und kam mir völlig verloren vor. In diesem Moment schien alles über mich hereinzubrechen und meine ersten Eindrücke schlugen unbarmherzig auf mein Gemüt.

Der einzige Gedanke, der sich nun – allein zurückgelassen – in mir festsetzte, war: Wie komme ich hier heil wieder heraus? Benommen setzte ich mich auf die Bettkante. Meine absurde Situation ließ mich auflachen. Wie konnte das alles nur Wirklichkeit sein? Ich lachte so heftig, dass mir die Tränen die

Wangen hinabliefen. Mit einem Schlag wurde mir bewusst, dass ich in ein hysterisches Schluchzen und Weinen übergegangen war.

Meine Hände zitterten so stark, dass ich sie zu Fäusten ballte, um sie unter Kontrolle zu bekommen. Ich hatte keine Ahnung, wie lange ich schon auf dem Bett saß, ins Leere starrte und verzweifelt nach einer Lösung für meine ganze Misere suchte. Ich musste unbedingt herausfinden, wie ich lebend wieder nach Hause komme.

In meinem Zimmer wurde es langsam dunkler. Der Kamin, der offensichtlich durch Magie befeuert wurde, brannte immer noch. Mein Blick war nach draußen gerichtet und ich bemerkte, dass die Sonne allmählich unterging. Ich war erschöpft und wollte mich nur noch in dem Bett verkriechen.

Ich ging in das Ankleidezimmer, welches sofort erhellt wurde. Ich stockte in meiner Bewegung, als ich mich nach einer Lampe umsah, die es nicht zu geben schien. Völlig erschöpft zog ich mir Schuhe, Leggings, Socken und Pullover aus. Feinsäuberlich legte ich die Kleidung auf den Stuhl – dort lag bereits eines der Kleider, das ich zuvor erhalten hatte. Ich entschied mich dazu, das T-Shirt, das ich zusätzlich unter meinem Pullover trug, zum Schlafen zu nutzen.

Ich verließ das Ankleidezimmer – es verdunkelte sich von selbst. Dann kroch ich ins Bett, zog mir die Decke über den Kopf und begann erneut zu weinen. Meine Tränen bahnten sich unaufhaltsam ihren Weg an die Oberfläche und ich war zu müde, um sie zurückzuhalten. Irgendwann fiel ich in einen unruhigen Schlaf.

Es musste mitten in der Nacht gewesen sein, als ich aus meinem leichten Schlaf aufwachte. Lediglich der Mondschein erhellte das Zimmer leicht. Im ersten Moment wusste ich nicht,

wo ich mich befand, doch dann kam mir wieder die Erinnerung an den letzten Tag. Ich setzte mich seufzend auf und vergrub mein Gesicht in meinen Händen. Als ich wieder aufblickte, hatte ich den Eindruck, silberne Augen aufblitzen zu sehen, die mich anstarrten.

Blitzartig und voller Panik tasteten meine Finger nach der Lichtquelle auf meinem Nachttisch, so wie Anna es mir geraten hatte. Als ich diesen ausfindig machte und berührte, erhellte sich der Raum, doch es war niemand zu sehen – ich war völlig allein in dem Zimmer. Mein Herzschlag und mein Atem beruhigten sich langsam. Aus Angst ließ ich das Licht an und verkroch mich unter der Bettdecke. Wie ein kleines Kind versteckte ich mich vor der Welt.

3. Kapitel

Amelia

Ich musste wieder eingeschlafen sein. Das nächste Mal, als ich meine Augen öffnete, blendeten mich die ersten Sonnenstrahlen. Ich krabbelte aus dem Bett und betrat das Badezimmer. Mit dem Rücken zur Fensterfront betrachtete ich mich im Spiegel. Ich sah schrecklich aus. In der Hoffnung, dass ich danach frischer aussehen würde, warf ich mir eine Handvoll eiskaltes Wasser ins Gesicht.

Aus dem Schlafzimmer drangen Geräusche zu mir durch, die mich innehalten ließen. Jemand hatte mein Zimmer betreten. Ich trocknete mein Gesicht mit einem Tuch, das an der Wand hing, und schaute vorsichtig nach meinem Besucher.

Mercer stand an der Tür und musterte mich mit seinen intensiven Blicken. Ich fühlte mich schlagartig unwohl. Kein Wunder – ich trug nur Unterwäsche und ein T-Shirt. Unsicher blickte ich ihn an und verschränkte meine Arme vor der Brust. Er zeigte keinerlei Reaktion, stand nur da und schaute mich ungeniert an. Ich tat es ihm gleich. Seine breiten Wangenknochen ließen seine Gesichtszüge hart wirken. Sein Kinn wurde von einem kurzen, gepflegten Bart bedeckt, der

dasselbe Schwarz wie seine Haare hatte. Am attraktivsten waren seine stechend silbernen Augen, die, völlig unerwartet, eine angenehme Ruhe ausstrahlten. Seine schmalen Lippen zuckten, als er mein Starren bemerkte. Ein Knurren seinerseits brachte mich in die Realität zurück.

„Wie kann ich Euch helfen?“, fragte ich ihn vorsichtig. Ich senkte meinen Blick, um mich ihm unterwürfig zu zeigen. Ich wartete vergebens auf eine Antwort.

Dann endlich agierte Mercer. Er ging, ohne mich weiter zu beachten, in das Ankleidezimmer, griff nach einem Kleid und warf es mir aufs Bett. „Zieh dich an. Ich erwarte dich gleich in meinem Büro!“ Ohne mich eines weiteren Blickes zu würdigen, verschwand er wieder.

„Klar doch“, murmelte ich, als die Tür hinter ihm ins Schloss fiel.

Ich betrachtete das schwarze bodenlange Chiffonkleid mit langen Ärmeln, das ich übergezogen hatte, im Spiegel. Wie ich am Vortag bereits vermutet hatte, traf das Kleid meinen Geschmack nicht. Es betonte zwar meine schlanke Figur, lag mir jedoch viel zu eng an. Ich runzelte die Stirn, als ich das mir fremde Spiegelbild betrachtete.

Fertig bekleidet, verließ ich das erste Mal mein Zimmer. Vorsichtig streckte ich meinen Kopf hinter der Tür hervor und schaute zu beiden Seiten, um mich zu vergewissern, dass sich niemand auf dem Gang befand. Als niemand zu sehen war, trat ich vollends vor die Tür und überlegte, wie ich zu Mercers Büro gelangen konnte. Ich stand gestern völlig neben mir, sodass ich mich an den Weg kaum erinnern konnte. Ich setzte mich in Bewegung, wobei ich immer wieder auf mein langes Kleid trat, sodass ich es leicht hochraffen musste, um vernünftig gehen zu

können. Das war doch lächerlich. Ich ging den Gang links entlang, kam aber nicht weit.

„Folgt mir!“ Ich zuckte zusammen, als Severin mit dem Befehl an mir vorbei huschte. Gehorsam folgte ich ihm, dankbar, dass er mich ohne Umwege zu Mercer führte.

Sein Arbeitszimmer war nicht weit von meinem Zimmer entfernt. Die Richtung, die ich zunächst eingeschlagen hatte, war nicht verkehrt gewesen. Severin hatte einen zügigen Gang drauf, dennoch hatte ich die Möglichkeit, mir meine Umgebung genauer anzuschauen. Der Flur war durch den Marmorboden und die hellen Wände freundlich und edel hergerichtet. Wie auch in meinem Zimmer waren die Wände sehr kahl, lediglich Wandleuchten waren hier angebracht. Mehrere Fenster zu meiner Linken fluteten den Gang mit natürlichem Tageslicht und gaben einen atemberaubenden Blick auf den weitläufigen Urwald frei.

Wir kamen an mehreren Türen vorbei und ich fragte mich, wie viele Dämonen hier wohl lebten. Wir nahmen eine Rechtskurve und ich bemerkte, dass sich der Gang veränderte. Die hellen Wände wichen altem Steingemäuer, was alles rundherum trister wirken ließ.

Severin blieb abrupt stehen, sodass ich beinahe gegen ihn gelaufen wäre; zu sehr war ich in die völlig veränderte Umgebung vertieft. Der ältere, kleinere Dämon schaute grimmig zu mir auf trat einen Schritt beiseite, verbeugte sich kurz zur Verabschiedung und verschwand, ohne ein weiteres Wort zu sagen.

Unsicher stand ich vor Mercers Büro und überlegte, ob ich anklopfen sollte. Ich zögerte, fasste aber all meinen Mut zusammen und wollte anklopfen.

„Komm rein“, ertönte es von drinnen.

Ich hielt in meiner Bewegung inne und schaute nach oben. Ich suchte nach einer Überwachungskamera, fand aber keine, was mich stutzig werden ließ. Ich atmete tief durch und tat, was mir befohlen wurde.

Mercer saß auf seinem Sessel hinter dem Schreibtisch und war in ein Schreiben vertieft. Als ich eintrat, blickte er kurz hoch. „Dein Name“, forderte er mich herrisch auf.

„Amelia.“ Ich beschloss, mich gefügig zu zeigen. Solange, bis ich einen Weg hier rausgefunden hatte, wäre es klüger, mich unauffällig zu verhalten.

Der Dämon tat meine Antwort mit einem knappen Nicken ab. „Anna hat mir berichtet, dass sie dir von der Überlieferung erzählt hat.“

Ich nickte zustimmend.

„Das Ziel von Endorian und seinen Dämonen ist die Herrschaft über alle Herrschaftsgebiete. Das betrifft neben unserem Territorium auch das von Caraniam, Lagouri und Seldan. Alle sollen uns unterliegen!“

Überhaupt nicht größenwahnsinnig.

„Jetzt kannst du dir sicherlich vorstellen, was wir uns von dir ursprünglich erhofft hatten“, sprach er monoton weiter.

Ein erneutes Nicken meinerseits folgte.

„Natürlich hoffen alle Herrscher auf das Wesen aus der anderen Welt zu treffen, alle verfolgen dasselbe Ziel.“

Diese Aussage Mercers brachte mich auf eine Idee, die ich auch kundtun wollte. Ich machte nur den Fehler, ihn zu unterbrechen.

„Mir ko...“

„Du hast erst zu sprechen, wenn man es dir erlaubt.“ Mercer stieß sich von seinem Sessel ab und richtete sich bedrohlich auf.

Sein Tonfall war aggressiver als zuvor, sodass ich einen Schritt nach hinten auswich.

Ich wollte mich diesmal aber nicht einfach abspesen lassen. Er sollte wissen, dass es eine Lösung gab, die ihm bei seinem Vorhaben helfen und nebenbei mein Leben retten könnte.

Kopf nach oben, präsentiere dich stark.

„Wenn ich bitte sprechen dürfte“, bat ich laut und hoffte, dass meine Stimme nicht allzu sehr zitterte.

Mercer kam hinter dem Schreibtisch hervor und nickte mir kurz zu. Also sprach ich weiter. „Ich nehme an, dass niemand weiß, wie das Wesen auszusehen hat, noch sind irgendwelche Fähigkeiten beschrieben?“

Der Erbe von Endorian wirkte interessiert, ich hatte seine volle Aufmerksamkeit.

„Warum lasst Ihr nicht einfach alle glauben, dass dieses Wesen an Eurer Seite steht?“

„Man wird Beweise sehen wollen“, stellte er gleichgültig fest.

„Dann nehmt mich als Beweis, ich komme schließlich ganz offensichtlich woanders her. Ich könnte diese Rolle spielen.“

Mercer zog seine Augenbraue zusammen. Er wirkte skeptisch, nicht wirklich überzeugt von meinem Plan. Ich musste ihn für meinen Plan gewinnen. Ich befürchtete, dass mein Leben davon abhing. Wenn er endgültig merkte, dass ich für ihn nicht von Nutzen war, würde er sich sicherlich meiner entledigen.

Mercer schüttelte den Kopf und schmunzelte herablassend. „Das sind alles hochrangige Dämonen, sie werden merken, dass von dir nur sehr wenig zu erwarten ist. Du bist lediglich eine schwächliche Kreatur!“

„Ich sage einfach, dass ich meine Kräfte unterdrücken kann. Und ja – vielleicht ist es auch vonnöten, zu trainieren, um wenigstens den Eindruck zu erwecken, dass ich nicht schwach

bin. Es ist einen Versuch wert.“ Ich merkte selbst, dass sich das unglaublich anhörte. Kurz musste ich an meinen Trainingsversuch mit Mike von gestern denken. Es kam mir wie eine Ewigkeit vor – Jahrhunderte entfernt.

Mercers Blick wirkte auf einmal fast zuversichtlich. Seine Miene zeigte selten eine Regung. Doch diesmal war es anders – er lächelte. „Vielleicht funktioniert es, vielleicht aber auch nicht. Ich bin gewillt, es auszuprobieren und habe da auch schon eine genaue Vorstellung.“ Er lächelte gefährlich in meine Richtung.

Ich befürchtete, dass das nichts Gutes für mich bedeutete.

Und das ist erst der Anfang ...

Amelia wollte nur überleben.
Doch Mercers Pläne mit ihr haben gerade erst begonnen.

Du möchtest wissen, wie es weitergeht?

Lies jetzt Seelenflüstern – Zwischen den Welten.

